

Anlässlich des Erscheinens des Gedichtbandes „O Astronomos“ (Ο ΑΣΤΡΟΝΟΜΟΣ) und einer Lesung im Goethe-Institut Athen, kam der deutsche Dichter Durs Grünbein nach Griechenland. Kostas Kalfopoulos, Mitarbeiter der griechischen Tageszeitung *Kathimerini*, führte im Vorfeld der Lesung mit dem Dichter ein Interview. Das Interview erscheint in gekürzter Fassung in der *Kathimerini*.

Athen, im November 2012

*Herr Grünbein, ist immer noch Hölderlins „Aporie“ zeitgemäß „Wozu Dichter in dürftiger Zeit?“*

Es hat sich einiges geändert seit diesem berühmten Seufzer. Wir leben in ungeheuer reichhaltigen Zeiten, in Zeiten von hoher Ereignisdichte – einige meinen, in einem rasenden Stillstand. Und die Dichter haben nur selten noch diesen maßlosen Anspruch. Hölderlin, der größte Vertreter des Neugriechentums in der deutschen Dichtung, hatte die Erfahrung der Ekstase gemacht. Überliefert ist, wie in ihn auf einer Landstraße in Südfrankreich der Schlag des Apollon getroffen habe. Es ist ein Bild für seine Verwandlung zum Dichter-Seher, aber es muss auch ein körperliches Erlebnis gewesen sein. Er hat einen hohen Preis dafür bezahlt. Und gilt seither als unerreichbares Muster dafür, was in der Dichtung sich mit der deutschen Sprache anfangen lässt.

*Schon die ersten „Spuren“ Ihres Werkes führen durch die Schädelbasislektion zu Gottfried Benn, so die Literaturkritik. Wie wichtig bzw. aktuell ist Benn und Expressionismus für Sie und Ihre Dichtung, sowie Heiner Müller, den Sie persönlich gekannt haben?*

Sie nennen da lauter Namen, die drohend um den jungen Autor von damals herumstehen, wie ferne Gebirgsgipfel. Aber Gottfried Benn war damals in Ostdeutschland wenig präsent, er war ja unter den Antifaschisten, die in der DDR regierten verpönt. Er war das absolute Gegenteil aller Autoren, die man im Schulunterricht kennenlernte, ein Wehrmachtsoffizier, Drogenkenner, Immoralist. Ich hatte nur eine ganz vage Vorstellung von dieser satanischen Erscheinung. Das Toxische seiner Gedichte ist mir eigentlich erst viel später klargeworden. Seine Essays und vor allem die Prosa »Gehirne« beschäftigten mich erst, als meine ersten Gedichtbände schon veröffentlicht waren. Dass es dazu kam, verdanke ich Heiner Müller. Er war es, der meine Gedichte durch einen Zufall entdeckte, mit mir Kontakt aufnahm und über seine Verbindungen zum Westen das Gerücht streute: Ecce poeta. Daraufhin ging alles sehr schnell und ich hatte mein erstes Buch.

*Eine wichtige Zäsur in Ihrem Werk ist das Jahr 1989 und die Wiedervereinigung Deutschlands. Inwiefern beeinflussten die politischen Entwicklungen und die Lage der Nation das dichterische Werk?*

Es war eine herrliche Zeit, so etwas erlebt man wohl nur einmal im Leben. Ein Staat zerfällt, eine Hierarchie bricht zusammen, die Macht verflüchtigt sich. Im Schreiben war ich gezwungen, mich in dem reißenden Strom an etwas festzuhalten, mich von innen her aufzubauen. Hier kam mir der Vers zu Hilfe, mein strenger geistiger Erzieher und Erinnerungshelfer. Aus dem Schiffbruch der Utopien habe ich dann versucht, das Cogito zu retten (oder vielmehr wiederzufinden) – das erkenntnistiftende, kritische Ich, diesen Stachel, der seit Descartes in den Körpern so vieler Denker und Dichter steckte. Worum ging es denn jetzt? Aus den Trümmern der Kollektivgesellschaften die Reste des aufklärerischen Individuums zu retten. Mich hat sehr beeindruckt, dass George Orwell seinen Roman *1984* ursprünglich *Der letzte Europäer* hatte nennen wollen. In meiner Generation gab es einige, die sich als letzte Europäer in seinem Sinne fühlten. Über die Lage der deutschen Nation habe ich mir, ich schwöre es, keinen Augenblick lang Gedanken gemacht. Ich wollte endlich meinen Reisepass als Bürger der Bundesrepublik – und dann hinaus in die Welt, so weit weg wie möglich vom Ort des Scheiterns. Was ich erst später begriff – dass die Sprache, die Muttersprache ihr eigenes Gravitationsgesetz hat. Sie trieb mich immer wieder aus jedem Ausland zurück.

*2009/2010 hielten Sie eine Poetik Vorlesung an der Frankfurter, betitelt „Der Stellenwert der Worte“, das erinnert mich an Uwe Johnsons „Begleitumstände“. Was unterscheidet prinzipiell den Dichter vom Romancier?*

Die Leichtigkeit, mit der er die Räume der Imagination durchfliegt. Die Verknappung der Ausdrucksmittel, der Drang zur Abkürzung einerseits. Und andererseits, dass die Worte im Gedicht isolierter erscheinen, im besten Fall plastisch werden, umgeben von einer großen Leere, vor einem Hintergrund aus Schweigen. Romane zeigen uns Zeit und Raum als Kontinuum. Der Leser steigt in ein Fahrzeug ein und wird vom Autor umhergefahren, ob nun mit der Kutsche, auf einem Ozeandampfer oder im Raumschiff. Im Gedicht muss der Leser selber steuern lernen, dazu zwingt ihn die Sprungbereitschaft der Bilder, der Flug der Gedankenstriche. Der Dichter ist mit Hermes/Merkur im Bunde, sein Element ist die Luft. Der Vers ist die Choreographie der tanzenden Gedanken. Gedichte entstehen auch aus der Lust, immer wieder neu anzufangen. Der Roman dagegen zwingt mich, sehr lange bei einer Sache zu bleiben, einer Sache, die mich vielleicht insgeheim langweilt. An den Romanen fesseln mich vor allem die Anfänge. Das Unbehagen wächst mit der Masse des Textes. Einer meiner Alpträume geht so: Ich bin in der Mitte eines Romankapitels und stecke dort fest, komme weder vor noch zurück. Das einzige Mal, dass ich das Ende eines Romans wirklich bedauert habe, war nach der Lektüre von Marcel Prousts *Suche nach der verlorenen Zeit*. Damals war ich sehr traurig und dachte: Nie wieder wirst du dich in diesem Leben auf eine solche Weltreise durch ein Romanwerk begeben können, keiner wird dich mehr so bereichern. Ich habe jahrelang Proust gelesen und darüber fast die Gedichte vergessen. Wussten Sie, dass die Surrealisten einmal eine Anthologie planten, bestehend aus lauter Romananfängen?

*Sie besuchen Griechenland inmitten eines europäischen und nationalen, also griechischen, gesamtgesellschaftlichen Wirbelsturms. Welche Botschaft bringt der Dichter, von einem Land der Dichter und Denker zum anderen?*

Ich habe keine Botschaft, und ich bin auch kein Botschafter. Es gibt nur das Vermächtnis der athenischen Eule, an das ich mich halte. Es hat mich damals gerührt und leise erschüttert, als ich die Eule auf den ersten Ein-Euro-Münzen aus Griechenland auftauchen sah. Diese Euro-Münze habe ich mir immer besonders lange aufgehoben, nicht nur weil sie die schönste war. Ansonsten ist diese ganze Euro-Währung ja enorm hässlich, ein Affront für jeden ästhetisch empfindenden Menschen. Wenn die Eule damals schon eine Krise anzeigte, dann war es eine noch viel größere, als die meisten sich träumen lassen. Denn was uns heute als eine Krise der Finanzmärkte und des Wirtschaftssektors verkauft wird, ist in Wahrheit eine ausgewachsene kulturelle und geistige Krise. Die Gesellschaften haben sich ökonomisch versklaven lassen, es war eine Art der Selbstversklavung, ein Abhängig werden vieler zur gleichen Zeit. Ihr Symptom ist die Privatverschuldung jedes einzelnen, der als Konsument und Kreditnehmer abhängig gemacht wird. Mir fällt auf, dass die Leute überall wo ich hinkomme, nur noch über Geld reden. Das war nicht immer so. In den achtziger, neunziger Jahren drehten sich die Gespräche durchaus noch um andere Themen, man sprach sogar über Gedichte. Heute grassiert schon überall die Pest der alles nivellierenden, abstrakten, ökonomischen Sprechweisen, dieser Kauderwelsch, den uns Politiker und Finanzexperten täglich zumuten. Was da stattfindet, ist die Gleichschaltung durch Zwangsbegriffe, die Bürokratisierung der Öffentlichkeit. Der einzelne kann sich nur noch die Ohren verstopfen, wenn er nicht langsam verblöden will. Ein persönliches Trauma kehrt wieder. Ich erlebe den Vormarsch des *Homo oeconomicus* – des zwangsvermarkteten Menschen – jetzt als ebenso bedrohlich wie damals den des *Homo sovieticus*, des zwangskollektivierten Menschen. In einem Land wie China läuft das ganze sogar auf eine gespenstische Kreuzung aus beidem hinaus. Ist der Dichter, anlässlich seines Griechenland Besuches, „schlaflos in Athen“, im Sinne „einer aktuellen Parallelisierung von Antike und Moderne als kulturkritisches Mittel“? Ich denke an die berühmte »Erinnerungsstörung« auf der Akropolis, von der Sigmund Freud uns berichtet. Freud hatte als junger Mann spontan mit dem Schiff von Venedig nach Griechenland übergesetzt, und nun stand er plötzlich dort ob auf der Akropolis. In diesem Moment fiel ihm sein Vater ein, der als assimiliertes Jude, kaufmännischer Kleinbürger mit humanistischen Idealen immer von Griechenland geträumt hatte. Der Vater ist nie an das Ziel seiner Träume gelangt, und der Sohn, der nun unverdient im Zentrum der klassischen Antike steht, fühlt sich schuldig. Ich meine, seit die Antike nicht mehr Leitkultur ist in Europa, geht es uns allen sowie dem verlorenen Sohn, als den Freud sich erkannte. Bis in die Moderne hinein ist die Antike in immer neuen Wellen wiedergekehrt, mit der Regelmäßigkeit einer Sinuskurve. Renaissance und Klassizismus sind zwei der Gipfelpunkte in dieser Kurve, aber auch noch die klassische Moderne – mit Werken wie dem *Ulysses* von James Joyce, dem Roman der Epoche, oder den Zeichnungen aus dem Minotaurus-Zyklus des Picasso, um nur zwei Beispiele zu nennen. Im Moment scheint die Sinuskurve sich wieder einmal dem Nullpunkt zu nähern, die Antike ist heute hauptsächlich ein Feld für Spezialisten – Archäologen, Philologen, Kulturhistoriker. Doch das Verdrängte kehrt immer wieder, würde Freud sagen. Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg erinnert in manchem an die große Aufbruchzeit der griechischen Staatenbünde, als die Lakedämonier und die Athener sich mit ihren jeweiligen Bundesgenossen zusammenschlossen. An dieser Blütezeit hat sich Europa bis gestern noch staunend orientiert. Nun aber hat etwas Neues begonnen, eine Europäische Union ohne die

alten Ideale. Wir werden sehen, was daraus wird. Der Streit scheint jedenfalls programmiert, die Integration bringt ihre eigenen Ungeheuer hervor.

*Bei Ihnen kam Grass' Gedicht und seine Kritik an Israel in der FAZ, was Form und Inhalt betrifft, nicht gut an. Kurz danach erschien ein neues Gedicht in der SZ, indem er sich mit Griechenland solidarisierte. Kann man beide Gedichte vergleichen und ist überhaupt die poetische Form geeignet für solche Kritik?*

Hier haben Sie das Gedicht als Pamphlet – eine Form, die Heinrich Heine und Bertolt Brecht in der deutschen Literatur hoffähig gemacht haben. Das eine Gedicht ist eine giftige Polemik (mit deutlich anti-israelischer Tendenz), das andere eine Schelte, aus der man mit etwas gutem Willen eine Solidaritätserklärung herauslesen kann. Wahre Liebe sieht anders aus. Dass Gedichte dieser Machart immer etwas Plattes haben, scheint keinen großen Geist zu stören. Ein Leitartikel wäre die angemessene Form, aber ein Gedicht zündet natürlich besser, es ist gegenüber der Alltagssprache rhetorisch im Vorteil. Immerhin: zum ersten Mal, seit es Zeitungen gibt, hat es ein Gedicht als Meldung auf die Titelseiten geschafft. Ein einzigartiger Fall in der Geschichte des Journalismus, soweit ich sehe. Das ist die Wirkung des Nobelpreises, der in letzter Zeit immer öfter an die Ideologen vergeben wird. Ohne den Preis hätte kein Redakteur sich für dieses Geschreibsel interessiert. So aber konnte man das Gedicht als Politikum ausschlichten, es war sogar eine Erwähnung in den Abendnachrichten wert. Der Schaden aber liegt ganz woanders: dass hier ein Autor die dichterische Imagination an den Sumpf der miesen Realpolitik gezogen hat. Das ist Hochverrat an der Poesie.

*Goethe Institut Athen feiert sein 60jähriges Jubiläum in Griechenland, als erste Auslandsstelle des Hauses in Europa. Inwiefern ist Kulturaustausch und –dialog in der Lage, der Wirtschaft und Politik Paroli zu bieten, besonders in dieser komplexen Konjunktur der gegenseitigen Missverständnisse und Vorurteilen?*

Echte Verständigung wird es nur über den Sprachtausch und das Reisen geben. Nicht durch bloße tägliche Zeitungslektüre – diese vertieft eher die Gräben zwischen den Kulturen. Die Leute bekommen doch immer nur Abziehbilder geboten, ein gefährliches Defizit. Und man sieht jetzt auch sehr deutlich, wie Konsum und Produktion die Völker entzweit statt sie einander anzunähern. So fragt der Durchschnittsdeutsche sich zurzeit: Was brauche ich von Griechenland, was kann mir das Land bieten, das täglich die Debatten bestimmt? Eigentlich nichts. Auch die Reiseziele der meisten Deutschen sind heute andere. Das ist der Tiefpunkt einer einseitig ökonomischen Entwicklung in Europa. Die Sprachen werden nicht mehr gelernt, aber die Währungen werden vereinheitlicht, die Märkte verklammert. Wir sind nun Fremde in einer Sphäre der Zirkulation, die uns auf Gedeih und Verderb aneinander ausliefert. Mein Vorschlag für eine langfristige Krisenhilfe wäre übrigens folgender: Ich bin für die Entrichtung eines Solidarbeitrages für die südeuropäischen Mitgliedsländer. Die Steuerzahler bezahlen seit der Vereinigung Deutschlands einen Soli-Zuschlag für die neuen Bundesländer – bis heute. Warum nicht einen weiteren Betrag einführen, der das Nord-Süd-Gefälle ausgleichen hilft? Die meisten dieser fleißig produzierenden und akkumulierenden Arbeitsbienen aus Nordeuropa brauchen mindestens ein Mal im Jahr ihren Flug nach dem Süden, wo sie Erholung und Sonne suchen, ein leichteres Leben. Dafür sollten sie bezahlen, schon in ihrem eigenen Interesse: damit der Süden nicht eines Tages dieselbe graue

Malocher-Zivilisation wird wie der hochindustrialisierte, hypereffektive Norden, die Welt, über die Karl Marx und Max Weber ihre soziologischen Epen schrieben.

*Neulich porträtierten FAZ und ZEIT die „neue literarische Generation“ (unter 40), doch darunter, wenn ich mich nicht irre, war kein Dichter präsent. Stehen momentan die Zeichen schlecht für die Dichter in Deutschland?*

Wir sind in einer Phase der hemmungslosen Romanschriftstellerei angelangt. Das Belohnungssystem des Marktes und der Preisjurs sorgen dafür, dass die jungen Talente heute lieber in Prosa investieren. Wer Gedichte schreibt, bleibt leicht auf ihnen sitzen. Wer Langgedichte schreibt, kann eine Ewigkeit darauf warten, dass sie jemals gelesen werden. Als Dichter braucht man in diesen Zeiten der immer schnelleren Verwertung von Kulturgütern viel Unbekümmertheit, vor allem Durchhaltevermögen. Die gute Nachricht ist: Ob einer wahrhaft Dichter wird, kann er sich selten aussuchen. Er tut es aus Neugier und sprachlichem Spieltrieb und weil alles andere ihn bald langweilt. Er tut es wie etwas Verbotenes und Verachtetes, wovon er nicht lassen kann, auch wenn er weiß, dass es ihm nur geringe gesellschaftliche Anerkennung bringt. Es ist kein ganz ungefährlicher Weg: man kann leicht abstürzen dabei. Und wenn man Glück hat, ist man am Ende ein freier Mensch, aber auch sehr einsam. Es hilft sicher, wenn man genügend Geld geerbt hat. Aber Dichtung ist auch eine spirituelle Übung zur Überwindung der materiellen Sorgen. Die nächsten Dichter werden garantiert kommen. Das werden Leute wie Rimbaud oder Whitman sein, nur im Zeitalter des Internet. Für sie ist diese Zivilisation eine riesige faszinierende Müllhalde, auf der man frei wie ein Hund umherstreuen kann.

*Wie wichtig ist Rolf Dieter Brinkmanns poetische Werk für die moderne deutsche Dichtung, der eigentlich in Vergessenheit geraten ist?*

Einer wie Brinkmann zählt so sehr und so wenig wie alle anderen. Heute sucht jeder sich seine eigene Tradition. Brinkman hat den amerikanischen Pop nach Deutschland gebracht, so wie Stefan George damals die französischen Postsymbolisten mit Mallarmé und Baudelaire. Man kann nicht von vergessen reden, wo eine Retrospektive die andere jagt. Griechenland gönnt sich 2 Literaturnobelpreise, beide von Dichtern erworben (Seferis, Elytis), Kavafis und Ritsos sind längst ins Deutsch übertragen worden, Gatsos bleibt immer noch völlig unbekannt, doch die neugriechische Dichtung, und die Literatur überhaupt, kommen eher zu kurz. Ist es eine Frage der sog. „kleinen Sprachen“ oder eher des Literaturmanagements? Haben Sie eine Erklärung dafür als Dichter und Übersetzer von Aischylos?

Vergessen Sie nicht die Gedichte von Michalis Ganas. Die letzte große Anthologie griechischer Dichtung erschien 2001. Ich selber bin mit Gedichten von Ritsos und Elytis aufgewachsen, vor allem Ritsos war damals in Ostdeutschland sehr präsent, auch dank der Vertonungen durch Theodorakis. Erst im Westen habe ich dann Kavafis kennengelernt, der mich tief beeindruckt hat. Damals habe ich mir die Frage nie gestellt, wer außer mir und ein paar Freunden überhaupt Gedichte liest. Erst allmählich begriff ich, die Dichtung kursiert eher in kleinen Zirkeln. Vielleicht ist sie eine Glaubensfrage? Traurig ist nur, dass der grenzüberschreitende Verkehr der Poesie im heutigen Europa nur noch selten stattfindet.

Man hat eine gemeinsame Währung, aber kaum ein Interesse an den verschiedenen Sprachen und ihren Bildwelten. Die Nationen führen nun ein Privatleben – und ein ziemlich spießiges dazu, jede Familie kümmert sich vor allem um sich selbst. Dabei gibt es jede Menge Übersetzerprojekte, privat oder staatlich gefördert, aber die haben alle nichts mit dem Buchmarkt zu tun. Sehen Sie mich an, ich betrachte es als großes Glück und als eine Auszeichnung, dass jetzt erneut eine Auswahl meiner Gedichte in Griechenland erschienen ist – *Der Astronom* im Arktos-Verlag, in der wunderbar genauen Übersetzung von Athanassios Lambrou. Dahinter steht aber auch eine jahrelange Freundschaft mit dem Übersetzer, so etwas geht nicht von heute auf morgen, es braucht Zeit und Geduld. Und vergessen Sie nicht: Das Niveau der modernen Dichtung ist sehr hoch und oft ist sie so schwierig wie die Neue Musik. Die großen Schwärme sind für ihre Schönheiten verloren, das Publikum besteht aus lauter Einzelgängern und stillen Liebhabern, die ganz von allein kommen, ohne das Tamtam der Werbetrommeln. Vielleicht ist nur das Seltene in dieser Zeit noch wahrhaft begehrenswert.

*Herr Grünbein, ich bedanke mich für dieses Gespräch.*